Werk

Titel: Ist unsere Verkündung von Jesus unhaltbar geworden?

Autor: Weinel, Heinrich

Ort: Tübingen

Jahr: 1910

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?507831411_1910_0020|log8

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Ist unsere Verkündigung von Jesus unhaltbar geworden?

Von

Professor D. **Heinrich Weinel** in Jena.

Wenn ich den Vortrag, den ich Herbst 1909 in Eisenach vor den Freunden der Christlichen Welt über das gleiche Thema gehalten habe, hier veröffentliche, so geschieht es aus zwei Gründen. Einmal ist die Ausführung der Gedanken dort im Drange der Zeit so ungleich gewesen, daß die gegen den Schluß hin aufgeworfenen Probleme zu kurz kommen mußten. Und zum Zweiten hat mich der Gang der Debatte darüber belehrt, daß ich die eigentliche Absicht meiner Ausführungen viel zu wenig klar zu kennzeichnen vermocht hatte. Polemik ist im allgemeinen eine undankbare und unfruchtbare Sache. Wenn ich mich doch hier fast nur mit unseren halben oder ganzen Gegnern beschäftigt habe, so hatte ich nicht die Absicht, sie im einzelnen zu widerlegen; ich wollte nur zeigen, wo ihre allgemeinen, methodischen Fehler liegen, um dann vor allem das herauszustellen, was wir von ihnen lernen können. Denn selbst von den Böswilligkeiten seiner Gegner kann man ja lernen. Uebelwollende Auswahl von Zitaten, wie sie Grützmacher[1]) aus unseren Büchern gemacht und mit höhnischem Kommentar begleitet hat, und grobe Schimpfreden und Verdächtigungen, wie sie Kalthoff[2]) und

1) Richard H. Grützmacher, Ist das liberale Jesusbild modern? 1907.

2) Albert Kalthoff, Das Christusproblem 1902. Die Entstehung des Christentums 1903.

Drews[1]) reichlich aufgewandt haben, um unsere Theologie zu diskreditieren, zeigen wenigstens, daß man sich unvorsichtig ausgedrückt hat; sonst wären doch wohl solche Dinge unmöglich gewesen. Weiter sind die Mißverständnisse, die uns entgegentreten, ein Zeichen dafür, daß man nicht klar und einfach genug gesagt hat, was man will und meint. Und endlich sollen die guten Gründe unsrer Gegner uns zu besseren Begründungen und richtigeren Ansichten helfen. Das ist der Hauptgesichtspunkt, unter dem die folgenden Seiten geschrieben sind.

Wer sind aber die „Wir", um deren Verkündigung von Jesus es sich hier handelt? Es sind die Theologen, denen der Mensch Jesus Mittelpunkt und Wesen des Christentums ist, der Maßstab, nach dem sie alles Christliche messen, und deren eigenem Leben mit Gott seine Person die ausschlaggebende Kraft und Richtung gegeben hat. Wir sind nicht identisch mit der „liberalen Theologie", wie unsre nicht-theologischen Gegner meinen; wir sind sogar scharf von ihr geschieden, wenn man das Wort in seinem wissenschaftlichen Sinn nimmt. Wir sind aber auch nicht identisch mit den „Freunden der Christlichen Welt", denn auch hier gibt es einen rechten und einen linken äußersten Flügel, von denen jener Anstoß nimmt an dem vollen Ernst, der bei uns mit der Menschheit Jesu gemacht wird, während dieser aus kritischen Gründen — man denke an Wrede — oder aus rationalen Motiven die Richtigkeit unserer Stellung zu Jesus bestreitet. Immerhin werden unter den Freunden der Christlichen Welt die Meisten Genossen von „uns" sein; aber auch unter dem alten theologischen Liberalismus zählen wir manchen Freund. „Wir" sind dabei durchaus keine einheitliche Größe, sondern mancherlei Nuancen sind im Rahmen der oben in möglichst allgemeinen Ausdrücken angedeuteten Ueberzeugungen vorhanden. Wenn

1) Arthur Drews, Die Christusmythe 1909. Aus dem „Problem" ist jetzt eine „Mythe" geworden, und die Schimpfworte haben sich beträchtlich gesteigert; während Kalthoff noch besonders die Melodie „Hoftheologie" spielte, sind wir jetzt schon in völlige geistige Leere hinabgesunken.

ich im Folgenden „uns" doch als eine einheitliche Größe behandle, so tue ich es nur der Kürze halber und weil unsere Gegner uns ebenfalls zusammennehmen. Was Einige von uns in ihren Augen Besseres haben, wird „uns" von ihnen freilich nie als Verdienst, sondern als bemerkenswerter, von uns selbst ausgehender oder eingestandener Widerspruch gegen „uns" verwertet. Immerhin wird unter den von mir nachher aufgeführten Ansichten keine sein, die nicht der Eine oder Andere von uns ausgesprochen hätte. Nur wo uns Dinge untergeschoben werden, die wirklich bloß Mißverständnisse oder Schlimmeres sind, werde ich die Verantwortung von „uns" ablehnen müssen.

Unsere Gegner sind also darin einig, daß unsere Stellung zu Jesus, unsere Verkündigung von ihm unhaltbar geworden sei. Hartmannianer und Monisten und in voller Uebereinstimmung mit ihnen die „Modern-Positiven" rufen uns triumphierend zu: „Das Christentum ist entweder die Lehre vom Gottmenschen, oder es ist nicht. Zudem ist euer Jesusbild nicht einmal geschichtlich haltbar. Jesus hat nie gelebt, oder er ist doch seinem Wesen nach für uns unerkennbar. Was wir kennen, ist nur der Glaube seiner Gemeinde. Und jedenfalls", fahren sie fort, „ist, was ihr als seine Lehre und seine Persönlichkeit schildert, weder historisch erweisbar noch von irgend einem Wert für die Menschen unserer Gegenwart. Es gibt uns in den sittlichen Problemen unsrer Zeit keine brauchbaren Antworten und hilft uns nicht in der religiösen Not der Gegenwart, ja es ist überhaupt religiös ganz wertlos". So sagen unsere Gegner [1]). Uns aber liegt es ob, ihre Gründe zu hören und zu werten.

---

1) Am lautesten lärmen natürlich die, die am wenigsten eigenes Urteil haben, wie der Herausgeber des „Freien Wortes" 1909, S. 491: „Die Religionswissenschaft ist allmählich zu dem Resultate gelangt, daß ein Jesus Christus als historische Person nicht mehr aufrecht zu erhalten ist. Die Evangelien werden von zahlreichen Forschern ersten Ranges in Amt und Würden für Mythen-Sammlungen erklärt". — Man beachte den wundervollen Reklamestil.

I.

Daß die geistreiche „Orthodoxie" der Gegenwart aus allen Früchten Honig zu saugen weiß und sich selbst mit der Skepsis und der Negation verbündet, um der Geschichte zu entgehen, weiß man seit Kählers berühmtem Buch über den geschichtlichen Christus. Auch heute wieder freuen sich ihre Jünger der Tatsache, daß die radikale These verfochten wird, Jesus sei nur eine mythische Figur, er gehöre gar nicht der Geschichte an. Wie steht es nun mit diesem ersten Satz, der unserer Theologie entgegengehalten wird: Jesus hat überhaupt nicht gelebt?

Kalthoff hat die radikale These zuerst wieder aufgebracht, der Pfarrer, der sich an den Widerständen einer modernen Welt gegen die Kirche innerlich wundgerieben hatte und der mit einem starken religiösen Eigenleben den Wahn des modernen Individualismus verband, daß es eine Schande sei, wenn man einem Anderen innerlich Etwas oder gar sein Bestes verdanken müsse. Er hat die ökonomische Geschichtstheorie mit der äußersten Einseitigkeit zu einem Dogma ausgebildet, das keinen Helden, auch keinen religiösen mehr in der Geschichte duldet. Er hat zweitens die allegorisierende Methode der Tübinger Schule, die das Reißen des Netzes beim „Fischzug Petri" auf einen Riß in der Kirche deutete, zum Dogma erhoben und alles in solche Allegorien aufgelöst, in denen eine jüdisch-hellenistische sozial-religiöse Gemeinschaft sich, ihr Leben, ihre Kämpfe und ihre Gegner — Pontius Pilatus ist in Wirklichkeit der verfolgende Statthalter Plinius — dargestellt haben soll. Er hat endlich die ihm augenscheinlich neue Apokalyptik, die in der Tat im Evangelium eine Rolle spielt, gemeint in jedem Wort finden zu müssen und darum überall apokalyptische Gespenster gesehen — das blutflüssige Weib ist Poppäa Sabina u. s. f. Nachdem wir uns glücklich eben durch die religionsgeschichtliche Methode solche Deutung der Apokalypsen abgewöhnt hatten, wärmt sie Kalthoff als das Allerneuste für die Evangelien wieder auf. Er hatte sichtlich die Wissenschaft gar

nicht mehr verfolgt, jedenfalls war er innerlich nicht über die Theologie seiner Studienjahre hinausgekommen.

W. B. Smith[1]), Professor der Mathematik an der Tulane University in New-Orleans, hat sich dann bemüht, durch künstliche Exegese einiger Stellen der Apostelgeschichte und der Kirchenväter die spontane Entstehung christlicher Gemeinschaften im ganzen römischen Reich und einen vorchristlichen Kultus Jesu nachzuweisen. Der Name Jesus heißt nämlich auf deutsch Gotthilf, ist also ein prächtiger Name für einen Kultgott. Und Nazarener kann man mit Nazoräer, und dieses wieder, wenn man einmal auf die Genauigkeit der Buchstaben nicht allzuviel Wert legt, mit Notzeräer gleichsetzen, und dann kann man aus dem Notzeräer, dem Namen des Stifters, ja auch einen Namen für das Glied der Sekte machen und dann daraus einen neuen Namen des Stifters Notzēr, d. h. Wächter, Schützer, ableiten, was ja wieder ein trefflicher Name für einen vorchristlichen Kultgott ist. Vorchristlich aber ist die Sekte, weil Epiphanius einmal mitten in einer Erörterung über die christliche Sekte der Nazarener oder Nasaräer sagt, sie sei „vor Christus" dagewesen und hätte auch den Jesse, den Vater Davids verehrt. Diese wunderliche Notiz vom Ende des vierten Jahrhunderts, die wohl die Nazaräer mit den Essenern irgendwie zusammenbringt, hält nun Smith für wichtiger als die gesamte Tradition der zwei ersten Jahrhunderte. Und Nazareth muß von diesen Leuten und ihrem Kultgott Notzēr seinen Namen haben, weil es in keiner außerchristlichen Quelle erwähnt ist. (NB. als ob eine Sekte ihren Stifter aus einem Dorf herleitete, das es gar nicht gibt, und dabei macht sie noch orthographische Fehler oder verwegene Willkürlichkeiten.)

Großzügiger als diese Tüfteleien eines Mathematikers an seltsamen und dunklen Stellen der späteren Jahrhunderte, die den Scharfsinn reizen, arbeitet die religionsgeschichtliche Methode in ihrer Ueberspannung. Jensen hat das babylonische Gilgameschepos als die Grundlage fast der gesamten Weltliteratur dargestellt. Da mußte denn auch Jesus dem Mo-

1) W. B. Smith, Der vorchristliche Jesus. Gießen 1906.

loch von Babel geopfert werden, Johannes und Jesus wie David und Jonathan und Achilles und Patroklus und was es noch sonst an Freundespaaren in der Welt gibt: alles alles ist Gilgamesch und Eabani[1]). Weiter hat dann J. M. Robertson dem vorchristlichen Jesus entsprechende „heidnische Christen" entdeckt. Endlich hat in diesem Jahr Arthur Drews, schon lange eifrig mit Schrift und Wort gegen uns tätig, unsrer Theologie den Todesstoß zu geben vermeint. Er hat alles gesammelt, was man gegen die Geschichtlichkeit Jesu vorgebracht hat. Was Drews aus Eigenem Neues zu den Genannten hinzugefügt hat, sind so wunderbare Entdeckungen, wie die, daß Jesus nur aus einem Versehen Lamm Gottes genannt worden sei; die Latein sprechenden Christen hätten nämlich den persischen Feuergott Agni, dessen christliche Verkleidung Jesus sein soll, mit dem Lamm = agnus verwechselt. Auch über das Kreuz steht ein wundersames Gemisch unverstandener Religionsgeschichte in dem Buch[2]). Von den Worten Jesu, die nun doch einmal mit der Legende gar nichts zu tun haben, hat Drews fast kein Wort geredet. Sein Meister Hartmann habe über diese bereits das Nötige bemerkt[3]). Wer Hartmanns Buch über das Christentum des Neuen Testaments gelesen hat, weiß, daß so nur die verblendetste Schülerliebe sprechen kann. Denn es gibt kaum ein armseligeres und philiströseres Buch als dieses; es ist ein Zeichen der glänzenden Unfähigkeit, einen religiösen Genius zu begreifen, wenn man von ihm ein für werdende Staatsbürger bequemes, brauchbares ethisches Handbuch für alle Lebenslagen verlangt, und womöglich selbst eine Anweisung über „Es schickt sich und es schickt

---

1) P. Jensen, Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur. Straßburg 1906. S. 811—1030. Das Resultat: „Wir dienen in unsern Domen und Gebetshäusern, unsern Kirchen und Schulen, in Palast und Hütte, einem babylonischen Gott, babylonischen Göttern." Jensen meint, wir sollten sein „Dilettieren" im Neuen Testament mit Freude begrüßen (S. IX), statt den „radebrechenden Ausländer" zu schelten. Ja, wenn der Ausländer sein Stammeln nicht für die richtige Sprache hielte!

2) S. 67—85. 3) S. 150.

sich nicht". Hartmann wie Drews weisen mit Ausrufezeichen auf Maria Magdalena hin [1]), und Drews ist jetzt so gnädig, sie auf den Mythus zu übernehmen als eine Gestalt „aus der anrüchigen Umgebung des babylonischen Sakäenkönigs", der ein Narrenkönig war am Karneval und nach dessen Vorbild die jüdischen Soldaten nach der Meinung Einiger Jesum „verspotteten", woraus dann die „Religionsgeschichte" von Robertson und Drews eine sehr ernsthafte Sache gemacht hat. Es ist gar nicht möglich, die Fülle der Gesichte und den ganzen Wirbeltanz mythologischer Gespenster hier auch nur aufzuzählen, die in dieser Drewsschen Walpurgisnacht sich ein Stelldichein geben [2]). Die Masse soll es augenscheinlich bringen. Die Mißverständnisse und Unkenntnisse, die Mißdeutungen der zitierten Stellen schreien gen Himmel. Man hat, wie einst Paulsen beim Erscheinen von Häckels Welträtseln sagte, auch hier nur das Gefühl der Scham, daß ein deutscher Professor ein solches Buch schreiben konnte.

Alle diese Bücher sind Werke eines krassen Dilettantismus. Ich sage das nicht im Sinne eines theologischen Zunftbewußtseins, obwohl man doch diesen dreisten Anfällen von Drews gegenüber auch einmal sagen darf, daß er das Meiste und jedenfalls, was richtig an seinem Buch ist, von Theologen und gerade von uns, die wir die religionsvergleichende Arbeit mit den Philologen zusammen getan haben, abgeschrieben hat [3]). Ich meine mit Dilettantismus dies, daß den Verfassern dieser Bücher nicht nur die Einsichten fehlen, die sich nur aus intimer, wiederholter und eindringender Arbeit an irgend einem Stoff gewinnen lassen — jeder ernstlich wissenschaftlich arbeitende Mensch weiß, daß man solche Einsichten nur durch lange hingebende Arbeit gewinnt, und unterläßt Husarenritte in fremde Gebiete —, sondern diese Leute

1) S. 140.

2) Schließlich ist rechter Hand, linker Hand alles vertauscht, und die Gleichung Petrus = Proteus = Atlas = Janus = Mithra = Christus strahlt im mystischen Bilde auf. S. 175.

3) Vgl. Drews, S. 118.

haben auch oft nicht einmal die elementarsten Kenntnisse. Wieviel Schnitzer sind dem „guten, ehrlichen Kalthoff“[1]) passiert Daß Drews die Zahl der Paulusbriefe mit Einschluß des Hebräerbriefes auf 13 angibt, will ich nicht tragisch nehmen [2]). Immerhin hätte er besser nicht mit der Zahl geprunkt, Zahlen sind immer bedenklich, weil deutlich. Aber vielleicht hätte er doch einmal ein Neues Testament aufschlagen dürfen, um den Hebräerbrief anzusehen; dann hätte er gefunden, daß dieser gar nicht „auf den Namen“ des Paulus überliefert wird, und er hätte noch allerlei aus ihm lernen können. Auch eine gründliche Lektüre der Paulusbriefe hätte ihm nichts geschadet; er hätte nach ihr wohl kaum den Satz geschrieben, daß Paulus „von einem geschichtlichen Jesus, von einem menschlichen Individuum dieses Namens, auf den er das Erlösungswerk hätte übertragen können, überhaupt nichts wußte“[3]). Er hat ja einige Stellen von Paulus zitiert[4]), wenn auch oft mißverstanden; aber daß er dabei nicht eine einzige von den Stellen anführt, an denen Paulus von der Geburt Jesu aus Davids Samen und vom Weibe, von seinem Mensch- und Armwerden, von seinem Tod und seiner Auferstehung, ja von seinen Brüdern und seinen Schwägerinnen spricht — gewiß sichere Beweise seiner Menschlichkeit —, das zeigt doch, wie oberflächlich diese Lektüre war. Oder beweist es nur etwas Anderes? — die Zuversicht des Autors auf die Unkenntnis seiner Leser in biblischen Dingen?

Drews liest aber augenscheinlich theologische Bücher ebensowenig gründlich wie Paulusbriefe. Was er als unsere Meinung von der Spruchquelle darstellt, verrät gänzliche Hilflosigkeit, eine Hilflosigkeit, die sehr hochfahrend einhergeht, aber nicht imstande ist, etwa auch nur ein kleines Volksbuch wie das von Wernle über die Quellen des Lebens Jesu mit Geduld und Aufmerksamkeit zu studieren. S. 124 schreibt Drews: „Matthäus und Lukas stützen sich auf Markus, und allen Dreien liegt nach der herrschenden Ansicht noch eine ge-

1) S. 134. 2) S. 86.
3) S. 116, 119. 4) S. 105—107.

meinsame aramäische Quelle zu Grunde, worin die lehrhaften Aussprüche Jesu enthalten gewesen sein sollen". Er hat also nicht begriffen, daß die Spruchquelle nichts Andres ist als der gemeinsame Besitz des Matthäus und Lukas, soweit ihn Markus nicht hat. S. 130 wird die Sache noch nebelhafter, da erfahren wir von „der aramäischen Spruchsammlung" und daneben von „jenen ältesten Ueberlieferungen, aus denen Markus geschöpft hat, und deren Nachlese uns Markus und Matthäus aufbewahrt haben, der früher sogenannte Urmarkus" und „sie sind uns gänzlich unbekannt". Jemand, der wirklich die Evangelien gelesen hat in einer Synopse, der irgend ein Buch über die synoptische Frage mit Aufmerksamkeit durchgearbeitet hat, weiß diese Dinge besser. Aber der Dilettant braucht das alles nicht; er kann dennoch hier mitreden und Urteile von apodiktischer Gewißheit über die „befangenen" Leute fällen, die auf diesem Gebiete ernsthaft arbeiten, aber zu ganz anderen Resultaten kommen.

Nicht bloß die mangelnden Kenntnisse aber sind es, die den Dilettantismus charakterisieren, sondern es sind vor allem auch gewisse methodische Grundfehler, an denen er leidet.

Der erste ist der Stolz auf die „Konsequenz", mit der man zu arbeiten meint. In Wahrheit handelt es sich gar nicht um Konsequenz, sondern um Radikalismus, um jene kecke Behauptung, wenn in einigen Fällen eine Sache zutrifft, so müsse sie in allen Fällen wahr sein. Die Tübinger hatten einige Allegorien auf Gemeindezustände in den Evangelien nachgewiesen. Hat auch weitere wissenschaftliche Arbeit oft die Harmlosigkeit der so gedeuteten Stellen ergeben, so ist doch in der Tat an einer ganzen Anzahl von Stellen die Absicht der späteren Christenheit, sich in den Worten Jesu wiederzufinden, unverkennbar. Also, schließt der Dilettantismus, ist alles bloß Allegorie. Hatte die wissenschaftliche religionsvergleichende Betrachtung gefunden, daß zur Zeit Jesu nicht bloß die Juden an einen Messias und an den himmlischen Menschensohn glaubten, sondern auch die Völker umher auf einen kommenden Weltheiland hofften, und daß von der

Legende Motive aus diesen Hoffnungen auf Jesus übertragen wurden, so muß es eben eine theologische Halbheit oder Feigheit, oder, wie Herr Henning im „Freien Wort" sagt, die theologische Arabeske [1]) sein, wenn man dann nicht einfach Jesus ganz aus der Geschichte streicht. Und doch tun es diese Dilettanten mit keinem anderen Recht, als wenn man Barbarossa aus der Geschichte hinausweisen wollte, weil die Sage von dem gestorbenen und wieder auferstandenen Gott auch auf ihn übertragen worden ist. Es gab ja eine Zeit, wo man nach der gleichen Methode auch Buddha aus der Reihe der geschichtlichen Gestalten strich. Diese Zeit ist glücklicherweise vorbei. Aber in der Leben-Jesu-Darstellung soll das nun die fortgeschrittenste Wissenschaft sein. In Wirklichkeit ist es ein dilettantischer Fehler, den oft auch eine jugendliche Wissenschaft macht, ein Fehler, der darum bei Bruno Bauer entschuldbar, bei Arthur Drews nur erklärlich ist.

Der zweite Mangel des Dilettantismus ist die Unterschätzung der Tradition. Da soll „der theologische Glaube an die geschichtliche Wirklichkeit der im Neuen Testament berichteten Geschehnisse trotz der Sicherheit und Selbstverständlichkeit, womit er sich zu geben pflegt, durchaus auf hypothetischem Grunde" ruhen [2]). Man verlangt von uns, wir sollen beweisen, daß Jesus eine geschichtliche Person gewesen sei, während es sich doch darum handelt, daß eine geschichtliche Tradition der Jahrhunderte aus den Angeln gehoben werden soll, gegen die als Ganzes nie — auch nicht bei den

1) Max Henning im „Freien Wort" 1909 S. 521, in einem Artikel, in dem er allerlei ausbeutet, was wir erarbeitet haben, um dann mit dieser Verdächtigung zu schließen, zu der Albert Schweitzer Pate stehen muß. Aber es geschieht diesem schon recht. Warum hat er uns mit dem Ultimatum gedroht, Jesus verflüchtige sich zu einer literarischen Fiktion des Markus, wenn wir nicht seine eschatologische Konstruktion glauben wollten. Wir lassen uns nicht mit solchen Entweder-Oder imponieren. Dieselben Sätze Schweitzers zitiert mit Wohlgefallen auch Jordan, Jesus und die modernen Jesusbilder, 1909. Wie sich die Feinde so herrlich über uns weg die Hand reichen!

2) Drews S. XI.

Gegnern, wie Tacitus, Sueton, Plinius, Celsus — eine Einwendung gemacht worden ist bis auf Bruno Bauer 1841 und Albert Kalthoff 1902. So unterschätzt der Dilettantismus die Tradition. Meist verführt ihn dazu einfach seine Unkenntnis der altchristlichen Literatur. Er weiß gar nicht, wie viel Schriften für unecht erklärt werden müssen noch außer den 27 des Neuen Testaments. Denn die altchristliche Literatur hängt so ineinander und hat so viele Beziehungen zu einander, daß man eine Schrift nach der andern für unecht erklären muß, um schließlich die Tradition über Jesus als ganz haltlos hinstellen zu können. Gewiß muß eine Tradition mit Kritik behandelt werden, wenn sie Veranlassung zur Kritik gibt, wie das die urchristliche durch ihre Mannigfaltigkeit und ihre Widersprüche tut. Aber so sieht doch überall menschliche Ueberlieferung aus, und Kritik heißt nicht radikale Ableugnung, bloß weil man ein starker und konsequenter Geist sein möchte.

Der dritte Fehler des Dilettantismus ist die Ueberschätzung einzelner Stellen und exegetischer Fündlein, wie sie besonders in den Schriften von Smith sich breit macht. Es sieht ganz aus, als sei alles grammatisch unterbaut, wenn Smith erst eine Erörterung des Ausdrucks τὰ περὶ Ἰησοῦ bei Lukas vorangehen läßt und dann Apg. 18, 25 die bekannte Stelle von Apollos ἐδίδασκεν ἀκριβῶς τὰ περὶ τοῦ Ἰησοῦ, ἐπιστάμενος μόνον τὸ βάπτισμα Ἰωάννου übersetzt: „Der Hauptpunkt seiner Verkündigung war das τὰ περὶ τοῦ Ἰησοῦ — und trotzdem kannte er nur die Taufe des Johannes. Er hatte daher von Jesus als einem geschichtlichen Charakterbild noch nichts gehört" S. 7. Das ist grober Unfug. Denn natürlich sagt die Stelle nur, daß er nichts davon gehört hatte, daß es eine christliche Taufe gebe, sondern er wußte nur von einer Taufe des Johannes. Die Stelle ist nicht ein Zeugnis für die Ungeschichtlichkeit der Person Jesu, sondern für die Tatsache, daß die Taufe nicht von Jesus stammt, erst in der Jüngergemeinde eingeführt ward und sich nicht sofort überall durchsetzte und bekannt wurde. Dann soll die Apostelgeschichte weiter ein Buch sein, „das bestimmt ist, die Ausbreitung des Christentums von einem einzigen Zentrum

aus annehmbar zu machen", während in Wirklichkeit nach Kalthoff und Smith das Christentum in Rom und in Palästina, vielleicht auch in Alexandrien zur selben Zeit entstanden sein soll. Und dafür soll eben nach Smith die Apostelgeschichte wider Willen selbst noch Zeugnis ablegen; denn ihre „tendenziösen" Schilderungen von Jerusalem als dem Mittelpunkt des Christentums „können uns weder einen Apollos aus Alexandrien noch einen Ananias aus Damaskus, ... noch die Cyprioten Barnabas und den „alten Jünger" Mnaso, noch die weitgereisten Tagebuchschreiber, ... noch endlich die Entstehung der weltberühmten Kirche in Rom (Röm. 1, 8) erklären. Es waren offenbar (!) nicht Flüchtlinge, sondern eingeborene Leute aus Damaskus, die Paulus suchte. Ananias hatte lediglich (!) von manchem über Paulus sprechen hören (Apg. 9, 31) und wohnte offenbar (!) schon lange Zeit in Damaskus (Apg. 22, 12)" S. 28. — Man fragt sich erstaunt: wie ist es möglich, daß jemand die Abstammung eines Menschen mit dem Ort gleichsetzen kann, an dem er ins Christentum eintrat? Können Leute aus Cypern und Damaskus nicht in Jerusalem oder sonstwo Christen geworden sein? Kann ein Mann nicht in den Jahren 57—59 etwa ein „alter Christ" genannt werden, der es seit Jesu Auftreten im Jahre 29 oder 30 ist? Ist Smith wirklich nie der Gedanke gekommen, daß die Apostelgeschichte nicht alles, was vorgegangen ist, auch erzählt habe? Ist das noch bloßer Dilettantismus bei Smith oder nicht schon Fanatismus, der alles rot sieht, alles anders sieht, als es die einfachste Ueberlegung zeigen muß? Dilettantismus ist es aber gewiß, wenn man aus Hilgenfelds Ketzergeschichte den Naassenerhymnus abschreibt, in dem der Jesusname steht, und diesen Namen deshalb für vorchristlich erklärt, weil es wohl schon vor dem Christentum Schlangenanbeter, Naassener, gegeben hat, während man nur eine Seite (S. 262) hätte weiter lesen müssen, um von demselben Hilgenfeld zu erfahren, daß der Zweig der Naassener, von dem der Hymnus stammt, bereits das Johannesevangelium benutzt hat, usw. Es ist eben das Kennzeichen des Dilettantismus, nicht gründlich zu sein, Ein-

zelnes zu wissen, womit man den Leuten und sich selber imponiert, es maßlos zu überschätzen und, weil man nicht das Ganze kennt, zu mißdeuten.

Doch genug. Ich könnte so Schritt für Schritt die Argumente vornehmen und zerpflücken, ohne daß sich irgend etwas Anderes als die genannten Grundfehler der Arbeit zeigen würden. Für uns ist wichtiger, was wir von diesem Dilettantismus lernen können. Natürlich nichts für unsere wissenschaftliche Arbeit. Wohl aber allerlei für die Taktik und die Darstellung des Erarbeiteten vor Nichttheologen. Einmal sollen wir die Geduld nicht verlieren, auf diese Dinge immer wieder einzugehen und ihre Grundlosigkeit festzustellen. Aber wir sollen auch das gute Gewissen und die Sicherheit einer ernsten und treuen Arbeit dadurch zeigen, daß wir mit der nötigen Entschiedenheit und, wenn es sein muß, mit einer deutlichen Abfertigung solchen Dilettantismus kennzeichnen. Wir werden damit Herrn Arthur Drews sein ungeheures Selbstbewußtsein nicht knicken. Es war aber von Schmiedel ein nicht bloß taktischer Fehler, daß er zu der deutschen Uebersetzung von Smith eine Vorrede schrieb, in der er nicht nur behauptete, es sei nicht leicht, Smith zu widerlegen, sondern weiter, daß Smiths Kenntnisse „keineswegs jedem Theologen, auch nicht jedem streng wissenschaftlich arbeitenden zu Gebote" ständen, und in der er von der „Kunst seiner wissenschaftlichen Methode" spricht [1]). Das ist einfach falsch. Und es geschieht auch Schmiedel nur recht, wenn man ihn, trotzdem er selbst sagt, daß er nichts von Smiths Konstruktionen für richtig halte, überall als Eideshelfer aufruft — nach Abzug der „theologischen Arabeske". Es wird Bousset ähnlich ergehen, der jetzt in der Freude über die neue rationale Begründung seines Glaubens durch die Kantisch-Friesische Religionsphilosophie bereit ist, diese ganze Literatur doch

1) S. IX. Wie raffiniert gegen uns gearbeitet wird, zeigt die Verwendung der Stelle bei Grützmacher, S. 25, der durch Sperrung eines Teiles des Schmiedelschen Satzes den Anschein erweckt, als habe Schmiedel gesagt, Smith arbeite nach denselben Grundsätzen wie die anerkanntesten Beweisführungen.

„ernster zu nehmen" als bisher [1]). Es ist Brückner schon so gegangen [2]), der ja im Theologischen Jahresbericht in dunklen Ausdrücken eine ungeahnte Wendung der Dinge prophezeit. Und der Mangel an Festigkeit, dazu der Wunsch, den der Theologe leicht hat, nicht rückständig zu erscheinen, wird vielleicht noch hier und da Ueberraschungen bringen. Etwas mehr Rückgrat diesem schwachen, aber sehr selbstbewußten Dilettantismus gegenüber dürften wir wohl haben.

Die zweite Folgerung, die ich aus den dilettantischen Versuchen, und zwar den religionsgeschichtlichen, ziehen möchte, ist die, daß wir uns vorsichtiger auszudrücken und die Methode religionsgeschichtlicher Vergleichung sicherer darzustellen lernen müssen, damit nicht jeder glaubt, Streifzüge in dies Gebiet machen zu können. Formeln wie die: „Das Christentum ist eine synkretistische Religion" [3]) sind falsch und verwirrend. Und es wäre sicher besser, wir kehrten gegenüber solchen pikanten Sätzen wieder zu der ursprünglichen Weise zurück, mit der derselbe Gunkel einst die religionsgeschichtliche Betrachtung durchschlagend begründet hat [4]). Damals hat Gunkel stets geboten, zuerst die Frage zu stellen, ob ein Gedanke sich aus dem Christentum selber nicht verstehen lasse. Nur in dem Fall, wo das nicht möglich sei, solle man den Fremdkörper als Fremdkörper nehmen, ausgehen, seine Heimat zu suchen, und ihn von dort aus verstehen. Nun kann ja nicht geleugnet werden, daß wir seitdem die ganze Atmosphäre, in der das junge Christentum sich verbreitet hat, besser verstehen und manches, was wir früher für original halten mußten, als entlehnt kennen gelernt

---

1) Theol. Rundschau, 1909, S. 429.

2) Das Freie Wort, 1909, S. 521. Hier macht sich auch besonders der später zu erörternde Mangel an Aufmerksamkeit auf den Inhalt des Evangeliums bemerkbar. Brückner spricht da bloß von der Christologie und der historischen Person, die sie trägt. Diese erscheint dann als ganz leer und damit als bloße Behauptung.

3) H. Gunkel, Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des Neuen Testaments 1903, S. 95.

4) Schöpfung und Chaos, 1895.

haben. Wir dürfen deshalb manchen Schluß wagen, den man früher nicht wagen durfte. Aber mehr Vorsicht und Besonnenheit ist auch jetzt noch durchaus zu wünschen. Denn es ist auch in der Wissenschaft ein Jagen nach Parallelen und oft sehr absonderlichen angegangen, und die kleinsten Fündlein sind, wenn sie den „Christusmythus" betrafen, ungeheuer überschätzt worden. Das hatte noch eine andre schlimme Nebenwirkung. Die eigentliche Beschäftigung mit den Worten Jesu ist sehr zurückgetreten. Es konnte wirklich manchmal so scheinen, auch beim Hinblick auf die wissenschaftliche Literatur, als sei außer der Legende nichts Bemerkenswertes von Jesus überliefert, und die berühmten Fragen nach dem Menschensohn und der Messianität Jesu sind die Ströme von Tinte nicht wert gewesen, die sie haben fließen lassen.

Das führt auf ein Drittes. Wir sind immer noch in unsern Arbeiten zu sehr befangen in den Problemstellungen der Orthodoxie. Die Christologie ist immer noch das vielgeliebte Thema, fast das Ein und Alles. Als ob die inhaltlichen Fragen, als ob die Sprüche Jesu nicht viel bedeutsamer wären! Wir müssen die Dinge ansehen lernen unter den Gesichtspunkten, die für die Menschen, deren Dokumente wir lesen, selber die entscheidenden waren, nicht mit den Augen der Christologie späterer Jahrhunderte. Auch nicht, um diese zu negieren. Man begegnet immer wieder bei den Dilettanten Wredes Paulus. Er ist ein Zeichen dafür, wie gefährlich eine solche Betrachtung ist, die sich von der Orthodoxie ihre Probleme stellen läßt. Der ganze schiefe und einseitige Gesichtspunkt, unter dem hier Paulus als Theologe gesehen und Jesus gegenübergestellt wird, reißt eine Kluft zwischen beiden auf, die dem Dilettanten, der eben den anderen Paulus nicht kennt, unüberbrückbar scheint. Er kann dann leicht es so ansehen, als sei Jesus für Paulus bloß ein Stück Dogmatik gewesen. Noch an einem anderen Punkt zeigt sich der Einfluß unseres Gegensatzes gegen die Orthodoxie ebenso verderblich. Immer wieder hat die kritische Theologie betont, wie wenig man aus Paulus von Jesus erfahre. Auch ich habe früher die Sache in

dieses falsche Licht gerückt. Was Paulus von Jesus und seinen Worten bietet, ist wenig, wenn man den Maßstab eines Evangeliums anlegt, wenig auch, wenn man verlangt, daß ein Paulus all seine Gedanken aus Jesu Worten belegen solle [1]). Es ist aber nicht bloß genug, um die Existenz Jesu in den Paulusbriefen bezeugt zu finden, nein an allen wichtigen Stellen klingen bei Paulus die Worte Jesu an, und es sind nicht nur eine ganze Anzahl von Einzelheiten, die Paulus kennt und überliefert, sondern es sind auch alle entscheidenden Züge der Predigt Jesu und seines Wesens bei Paulus uns erhalten. Es ist also recht viel, wenn man einmal nicht mit dem alten Vorurteil an diese Briefe herangeht, die doch alle Gelegenheitsschriften sind und nicht irgendwie ausdrücklich auf Jesus zu kommen Veranlassung haben.

Endlich muß unsere historische Arbeit in ihren Resultaten noch deutlicher, in ihren Methoden überzeugender werden. Sie muß so klar vor Augen liegen, daß sich auch dilettantische Oberflächlichkeit nicht mehr so ausdrücken kann, als sei z. B. die Spruchquelle ein ganz unsicheres, verloren gegangenes Ding [2]). Gerade hier liegt doch auch eines unserer großen Versäumnisse. Nachdem Wendt den richtigen Versuch, sie zu rekonstruieren [3]), in der zweiten Auflage seiner „Lehre Jesu" wieder hatte fallen lassen, mußte erst Wellhausen uns das Gewissen schärfen und durch die Unechtheitserklärung der Hauptmasse ihres Inhaltes uns aufstören, damit Harnack [4]) endlich den Versuch machte, diese Quelle einmal darzustellen und als ein Ganzes zu behandeln, sie auch in deutscher Uebersetzung vorzulegen. Freilich hatte auch Wernle [5]) besonders für die Erkenntnis des Charakters dieser Quelle als eines Katechismus der urchristlichen Lehre manches getan, was dann

1) Benutzt von Drews S. 93 f.

2) Drews, S. 128 f.; auch Grützmacher und Jordan.

3) H. H. Wendt, Die Lehre Jesu, 1887. I.

4) A. Harnack, Beiträge II, Sprüche und Reden Jesu, 1907. Drews konnte das schon kennen.

5) P. Wernle, Die synoptische Frage, 1899, bes. S. 226 f.

wieder vergessen worden ist. Aber bis heute sind diese Dinge noch so wenig verstanden, daß ein Theologe[1]) bei Erörterungen über die Zwei-Quellen-Theorie schreiben kann: „die hinter dem Matthäusevangelium stehende Redequelle". Da sind denn Aeußerungen, wie wir sie vorhin von Drews gehört haben, erst recht verständlich. Es muß aber noch mehr getan werden. Es muß klarer, als bis jetzt geschehen ist, betont werden, daß unsere Quellen selber noch die mündliche Ueberlieferung verraten, aus der sie erst wieder stammen. Was der Gegner zur Rechten unsre „Willkür" nennt[2]) — daß wir nun nicht einmal bei diesen Quellen stehen bleiben und sie einfach für Geschichte nehmen können —, das muß gerade für den zur Linken ein Zwang werden, anzuerkennen, daß wir es hier nicht mit einer Dichtung, sondern mit Ueberlieferung von einer Person zu tun haben. Denn hinter den Quellen tauchen als ihre Urbestandteile diejenigen Formen der Darstellung auf, mit denen die Ueberlieferung eines Menschen Leben faßt und weitergibt: der Spruch und die kleine Geschichte, die wir „profan" Anekdote nennen. Das primitivste Anordnungsprinzip hält oft noch diese Urbestandteile der evangelischen Ueberlieferung zusammen: die bloße Aneinanderreihung nach Stichworten. Nur so, und nicht durch künstlich gesuchte sachliche Ueberleitungen, ist die Aufeinanderfolge der Stücke in Mark. 4 oder in Mark. 9, 35—49, aber auch an manchen anderen Stellen zu erklären[3]). Solche und andere Gesetze mündlicher Ueberlieferung müssen weiter verfolgt und so klar herausgearbeitet werden, daß auch der Laie, der sich um diese Dinge bekümmern will, nicht mehr über sie im Unklaren bleiben darf. Wenn man bedenkt, daß wir bis zum Erscheinen von Hucks deutscher Synopse nur

1) H. Jordan, Jesus und die modernen Jesusbilder, 1909, S. 93. Ein Buch, in dem ich öfters mit Vergnügen meinen Jesus im 19. Jahrhundert durchschimmern sehe. Es ist eine Freude, wenigstens stillschweigend gebilligt zu werden.

2) Jordan, S. 99. Grützmacher, S. 13 f.

3) Vgl. meine Gleichnisse Jesu[2] 1905, S. 46 f.

sehr unvollkommene Hilfsmittel hatten für Leute, die das Griechische nicht oder nicht mehr ordentlich konnten, so versteht man, warum hier immer noch abenteuerliche Ideen umlaufen und Anhänger finden. Die Gesetze mündlicher Ueberlieferung lassen sich aber gerade an unserem Stoff deshalb so gut belegen, weil wir in den Parallelen aus der Spruchquelle und aus Markus oder aus Sonderstücken mustergültige Beispiele einer doppelten von einander unabhängigen mündlichen Ueberlieferung haben. Leider aber sind selbst unsere wissenschaftlichen Darstellungen noch nicht immer so weit, daß sie ganz scharf diese Arbeit an den Quellen und für die Herausstellung der mündlichen Ueberlieferung vollführten. Noch kann man Argumentationen hören für die Echtheit eines Stückes, wie die, daß es in allen drei Evangelien stünde; noch werden die Evangelien wahllos verwendet für die Darstellung der Gedanken Jesu, nur weil einem ein Stück hier oder dort besonders schön oder geschmackvoll oder originell erscheint. Das muß aufhören, damit unserer Arbeit der Stempel des Zuverlässigen nicht fehle.

II.

Wahrscheinlich würden die Versuche, Jesus für eine Gestalt des Mythus zu erklären, sich nicht so ans Tageslicht gewagt haben, wenn sie eben nicht als die Konsequenz der wissenschaftlichen Untersuchung hätten erscheinen können. Nach dieser Richtung hin haben besonders Wrede[1]) und Wellhausen[2]) Mut gemacht, neben dem trotz seiner Dicke und Gelehrsamkeit doch wie ein Pamphlet wirkenden Buch von Albert Schweitzer.

Wrede hat den naiven Glauben an den geschichtlichen Charakter des Markus zerstört, nachdem vor ihm schon M. Schulze[3])

1) W. Wrede, Das Messiasgeheimnis in den Evangelien. Göttingen 1901.

2) Wellhausen, Das Evangelium Marci 1903, Matthäi 1904, Lucae 1904, Einleitung in die drei ersten Evangelien 1905.

3) Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie 1894.

die apologetischen Züge des Buches zum Teil sehr geschickt nachgewiesen hatte. Damit war aber weiter der Versuch, eine historische Biographie Jesu zu liefern, ein für allemal vernichtet. Durch beides ist Wredes Buch viel bedeutsamer geworden als durch den nicht ganz geglückten Nachweis, daß Markus das Messiastum Jesu als ein „Geheimnis" dargestellt habe, um dadurch die Tatsache zu verdecken, daß Jesus sich nicht für den Messias erklärt und doch auch wohl nicht gehalten habe. Wrede hatte in seinem Buch die Spruchquelle gar nicht berührt und in dem Vorwort ausdrücklich betont, daß er diese Ueberlieferung der Worte Jesu nicht ebenso wie Markus für wesentlich unglaubwürdig halte [1]). Da kam nun Wellhausen mit seinen Kommentaren und erklärte eigentlich das gesamte Material, das außerhalb des von ihm rekonstruierten Markus vorliegt, für unglaubwürdig, weil es deutlich den christlichen Standpunkt der Gemeinde verrate. Und wenn nun auch Wrede und Wellhausen nicht etwa meinen, daß Jesus eine völlig erdichtete Gestalt sei, so lautet doch das Urteil, das sich aus ihrer Arbeit ergibt: Jesus ist für uns unerkennbar. „Aus ungenügenden Fragmenten können wir uns einen notdürftigen Begriff von der Lehre Jesu machen. Seine Religion, seinen praktischen Monotheismus kennen wir damit noch nicht; sie liegt nicht allein in seiner Lehre auf offener Bühne, sondern auch in seinem Wesen und Gebahren zu jeder Stunde. Seine Person, deren Umgang sie im täglichen Leben genießen durften, hat wohl auf seine Jünger noch stärker gewirkt als seine Lehre". Und gegen unseren Standpunkt, der Jesus als Wesen und Maßstab alles Christentums und als noch Größeres verkündigt, sagt er: „Der historische Jesus wird, nicht erst seit gestern, zum religiösen Prinzip erhoben und gegen das Christentum ausgespielt. Reichlicher Anlaß dazu, seine Absicht von seiner Wirkung zu unterscheiden, ist allerdings vorhanden.

1) Für die Leute, die aus Wrede für radikale Thesen Kapital schlagen, seien seine Worte (S. VI) hier wiederholt: „Im übrigen will ich nicht ungesagt sein lassen, daß ich anderen Teilen des Evangelienstoffes, insbesondere den „Sprüchen" Jesu, wesentlich anders gegenüberstehe als den hier behandelten".

Trotzdem kann man ihn nicht ohne seine geschichtliche Wirkung begreifen, und wenn man ihn davon ablöst, wird man seiner Bedeutung schwerlich gerecht... Wir können nicht zurück zu ihm, auch wenn wir wollten" [1]). Viel stärker negativ als diese allgemeinen Sätze ist der Eindruck, den man aus Wellhausens Einzelerklärung erhält, wenn ein Stück nach dem andern als unecht dahinfällt, darunter solche wie das Vaterunser. Eben deshalb ist Wellhausen vielleicht weniger von den Dilettanten benutzt worden als Wrede; es war für sie zu mühsam, sich durch ihn durchzulesen.

Auch hier will ich mich nicht auf einen Kampf um die Einzelheiten einlassen, sondern aufzeigen, daß sowohl bei Wrede als bei Wellhausen schwere allgemeine und methodische Fehler vorliegen, die es uns unmöglich machen, ihrem Urteil uns zu beugen. Bei Wrede stoßen wir vor allem auch auf jene falsche „Konsequenz", die wir in erhöhtem Maße und ganz naiv bei den Dilettanten fanden. Es mag noch hingehen, wenn er etwa alle Verbote Jesu an die Dämonischen, ihn öffentlich Messias zu nennen, so individuell verschieden nicht nur die Situation, sondern auch der Wortlaut sein mag, nur nach einem und demselben Schema aufgefaßt haben will [2]). Es ist aber ganz sicher falsch, daß er dann auch noch „die Verhüllung durch Rätselrede" und was irgend an ein Geheimnis im Markus erinnert, als dasselbe Messiasgeheimnis erklären zu müssen meint. Es handelt sich da um ganz andere Dinge und ganz andere Motive.

Es verbindet sich damit seine schiefe Stellung zur Tradition, die besonders in einem gegen mich gerichteten Exkurs klar wird. Wrede gibt mir dort zu, daß die Geschichte von der köstlichen

---

1) Einleitung, S. 114 f.

2) Das Dogma, das Apriori, wird so ausgesprochen: „Vorab muß es überaus wahrscheinlich heißen, daß sämtliche Gebote bei Markus den gleichen Sinn haben" S. 36. Oder: „Die Exegese hat einen einleuchtenden, für den geschichtlichen Christus denkbaren und auf alle einzelnen Fälle anwendbaren Beweggrund nicht ermittelt" S. 46. (Sperrungen von mir.)

Narde und der Todesankündigung, die Jesus in ihr ausspricht, möglich ist. Dennoch will er sie ausscheiden, weil anderswo Todesweissagungen zugesetzt sind [1]). Aber wir müssen eine Tradition so lange gelten lassen, als sie sich nicht deutlich als unmöglich ausweist. Wie will man denn sonst Geschichte schreiben? Das ist eben nicht mehr Konsequenz, sondern Radikalismus. Konsequenz heißt Anwendung derselben richtigen Methode auf alle Fälle; aber es heißt nicht: weil Einiges in einer Ueberlieferung unecht ist, sie ganz aus der Geschichte streichen. Darum ist auch Wredes Kampf gegen das Suchen nach einem Kern ebenso zu beurteilen. Es ist einfach methodisch falsch, zu sagen: „Es kommt alles darauf an, daß in einer anfechtbaren Geschichte oder einem Wort etwas nachgewiesen wird, was jede andere Erklärung des vorliegenden Gebildes unwahrscheinlich oder wenigstens zweifelhaft macht" [2]). Das verlangen heißt alle Geschichtsschreibung töten. Denn das heißt die Tradition prinzipiell negieren und verlangen daß man geschichtliche Tatsachen als notwendig nachweise. Geschichte aber hängt an Ueberlieferung, und jede Ueberlieferung ist Schale und Kern zugleich. Wenn man angesichts der Wrangel-Anekdoten und Bismarck-Legende verlangt, daß nachgewiesen werde, daß die Gestalt ihrer Helden nicht erdichtet sein kann, so ist dieser Nachweis nicht mittels irgend welcher einfachen Logik, sondern nur mit Hilfe von Urkunden möglich. Da solche für das Leben Jesu fehlen, so müßte eben die notwendige Konsequenz sein, zu den radikalen Dilettanten überzugehen. Aber dann müssen auch Sokrates und Buddha, ja selbst Plato aus der Geschichte gestrichen werden, denn auch unter seinen Werken sind unechte. Wie soll man beweisen, daß die andern echt sind?

Aus diesen Grundfehlern der Betrachtung entspringt auch Wredes drittes Apriori: die Ablehnung jedes Versuches, eine Nachricht der Evangelien aus der Seele Jesu zu verstehen. Man soll sich an die Psyche der Evangelisten halten [3]). — Aber

1) S. 273 f. 2) S. 91.

3) Wenn Wrede seine Kritik nur gegen die vorschnelle Psychologie so

Wrede vergißt, daß die Evangelisten überlieferten Stoff zusammensetzen, daß also der Stoff älter und besser ist als die Rahmenerzählung, daß man darum ein Recht hat, über diese hinwegzugehen und nach Möglichkeit das Motiv und die Gedanken Jesu in der Einzelgeschichte zu suchen.

Wellhausens Fehler liegen nach einer anderen Seite. Einmal krankt er an einer absolut ungerechtfertigten Ueberschätzung des Markusevangeliums oder vielmehr des aramäischen Urmarkus, den er noch rekonstruieren zu können meint. Was am wirklichen Markus besonders mangelhaft ist, das ist die Rahmenerzählung, in die die einzelnen Stücke der Tradition eingestellt sind. Markus hat deutlich fern von den Begebenheiten und ohne genügende Kenntnis der Oertlichkeiten geschrieben und eine Chronologie und Geographie des Lebens Jesu gemacht, so gut er konnte. Statt von dieser Erkenntnis auszugehen, versucht Wellhausen gerade einen aramäischen Faden zu finden und argumentiert aus dem Fortgang der Erzählung gegen die Echtheit von Einzelstücken! Eine geographisch anfechtbare Notiz im Rahmen wie etwa die, daß Jesus von Tyrus über (διὰ) Sidon an das galiläische Meer gegangen sei 7, 31, wird mit Hilfe des Aramäischen zweimal — und jedesmal anders [1]) — in die geographisch mögliche, aber zwecklose Angabe verwandelt: „über (Bet)-Saida(n)“ und dann als richtig festgehalten. Die Aussendung der Jünger erweist sich dagegen als unhistorisch, weil sie ein „dem Grundplan fremdes Zwischenstück“ ist [2]). „In Wahrheit hat Jesus keine Uebungsreisen mit seinem Seminar veranstaltet.“ Ueberall zeigt sich diese Ueberschätzung der Rahmenerzählung gegenüber den Bestandteilen der wirklichen Tradition. Und dabei verwechselt Wellhausen fortwährend das, was in der von ihm rekonstruierten ältesten Quelle steht, mit dem geschichtlichen Vorgang selber und argumentiert mehr

mancher ganz kritiklosen Raterei gerichtet hätte, wäre nichts einzuwenden. Auf S. 3 stehen ausgezeichnete Sätze darüber.

1) Vgl. Markus, S. 60, und Einleitung, S. 38.

2) S. Markus, S. 47 u. 46.

als einmal so aus der historischen „Unmöglichkeit" eine Stelle: „So etwas kann von ur an nicht dagestanden haben" [1]). Ein wunderlicher Zirkelschluß, aus dem dann eine merkwürdige Quelle hervorgehen muß, und ein schwerer Fehler, literarische und sachliche Kritik in einander zu mengen.

Die Vorliebe für Markus zeigt sich bei Wellhausen besonders auch in der Beurteilung des Verhältnisses, in dem Markus zur Spruchquelle steht. Diese soll nicht nur durchgehends ihm gegenüber zweiten Ranges sein, sondern auch direkt von ihm abhängen. Dabei wird gegen den Tatbestand behauptet, daß ihr Anfang dem des Markus genau entspricht. In Wahrheit findet sich in der Quelle von der Taufe Jesu durch Johannes keine Spur, und die Erzählung vom Auftreten des Johannes hat auch nicht in ihr gestanden; sie enthielt lediglich die Täuferworte [2]). Und diese sind weiter, wie auch Wellhausen zugeben muß, ganz gewiß älter und richtiger als die des Markus, der den Täufer hier direkt den christlichen Heiligen Geist weissagen läßt, während er in der Spruchquelle noch vom jüdischen Feuermessias redet. Aber weiter: Wellhausen übersieht, von seiner Vorliebe für Markus geblendet, ganz wichtige Dinge, wie z. B. daß Mark. 13, 32 und Matth. 5, 18 = Luk. 16, 17 Parallelen sind und daß hier die Quelle ganz gewiß das Echte bewahrt hat, wenn sie Jesus von der Unvergänglichkeit des Gesetzes sprechen läßt, wo Markus von der Unvergänglichkeit der Worte Jesu redet. Und so ist es noch an einer ganzen Reihe von Stellen.

Weiter behauptet Wellhausen, um alle anderen Ueberlieferungen zu diskreditieren: „Markus wollte ohne Zweifel die ganze Tradition aufzeichnen, mit den Erzählungen über Jesus zugleich auch seine Worte. Daß er was ihm davon zugänglich war nicht vollständig aufnahm, daß er was schon früher gebucht war ausließ, kann unmöglich angenommen werden" [3]). Daß eben diese „unmögliche Annahme" allein den Tat-

1) Markus, S. 60. 2) Vgl. Matth., 3, 7—12. Lukas 3, 7—17.
3) Einleitung S. 86.

sachen entspricht, hätte er nicht bloß aus einer besseren Einsicht in den apologetischen Charakter der Markuserzählung — des Rahmens! —, sondern aus den Worten des Markus selber entnehmen können. Denn die Gleichnisse gibt Markus sehr deutlich als eine Probe für Mehreres, das er außerdem noch kennt 4, 33 f. Und wenn Wellhausen behauptet: „Die Bergpredigt, die man bei ihm vermißt . . . ist ihm nicht nur unbekannt, sondern widerspricht seiner Darstellung der galiläischen Wirksamkeit Jesu durch und durch“ [1]), so sieht man, wie weit Voreingenommenheit gehen kann. Die Bergpredigt ist doch ein von Matthäus gebildetes Konglomerat von Sprüchen aus allen Zeiten der Wirksamkeit Jesu; und Markus hat doch seine Erzählung von der galiläischen Wirksamkeit Jesu auch lediglich nach Sachgruppen gegeben. Oder meint Wellhausen im Ernst, Jesus habe sich eine Zeitlang jeden Sabbat mit den Pharisäern gestritten: Kap. 2 und 3, dann einmal Gleichnisse geredet: Kap. 4, dann Wunder getan: Kap. 5 und 6, usw. Es heißt doch die Dinge gründlich verkennen, wenn man sich mit solchen Argumenten begnügt, die nicht den literarischen Tatsachen, sondern alten schlechten Gewohnheiten der Leben-Jesu-Darstellungen entnommen sind, die die Bergpredigt als ein geschichtliches Ganze nehmen.

Endlich hat Wellhausen den Satz gewagt: „Das Präjudiz versteht sich von selbst, daß wir in dem Sondergut, das sich nur bei Einem Evangelisten findet, die jüngste literarische Schicht zu erkennen haben“ [2]). Das ist ja richtig; wenn es nur eben bei Wellhausen nicht mehr heißen würde, wenn nur nicht immer das Bestreben daran hinge, diese Stücke nicht bloß literarisch, sondern auch geschichtlich, also nach ihrem Quellenwert als minderen Ranges hinzustellen. Es ist aber ganz falsch, eine Erzählung darum für besser bezeugt zu halten, weil drei Evangelisten, d. h. aber Markus, dem die beiden andern folgen, oder zwei, d. h. aber die Spruchquelle, als weil sie bloß einer, d. h. eine andere Ueberlieferung berichtet.

1) Einleitung S. 86 f. 2) Einleitung S. 73.

Daß eine Ueberlieferung vielleicht zehn Jahre nach Markus aufgezeichnet worden ist, das beschwert sie durchaus noch nicht mit einem Präjudiz.

Man hat die Evangelienkommentare Wellhausens trotz einzelner genialer Beobachtungen und Bemerkungen wegen ihrer schweren allgemeinen Mängel also mit der äußersten Vorsicht anzusehen. Denn gerade weil diese methodischen Mängel meist nicht in klaren Sätzen ausgesprochen werden, sondern als Axiome vorausgesetzt sind, können die Resultate, die doch nur mit ihrer Hilfe gewonnen wurden, sich aber sehr apodiktisch geben, verführen. Natürlich kann mit diesen allgemeinen Auseinandersetzungen hier noch viel weniger als bei der vorigen Gruppe von Gegnern die ganze Arbeit, die gegen die gegnerische Ansicht zu leisten ist, erschöpft sein.

Was wir von Wrede und Wellhausen lernen können, ist aber außer vielem Einzelnen, was sie positiv richtig gesehen haben und was freilich durchaus auf der Linie auch unserer historischen Arbeit liegt, sie fortsetzt und vertieft, nicht bloß das Negative, daß wir ihre Fehler bei dieser Arbeit vermeiden und eine richtigere Einsicht etwa in die Komposition des Markus oder der anderen Evangelisten erarbeiten, sondern es sind vor allem methodische Gewinne. Gegen Wrede ist zu sagen: Ohne die Eintragung einer Psychologie können Quellen überhaupt nicht gelesen, kann Geschichte überhaupt nicht geschrieben werden. Alle Geschichtsschreibung behält einen subjektiven Faktor. Nur darin hat Wrede recht, daß man zuerst die „Psychologie" der Quellen kennen und in Abzug bringen muß, ehe man an die Psychologie dessen herantritt, von dem sie erzählen. Man findet danach die richtige „Psychologie" für die Deutung der Ueberlieferung aus einem Eindruck des Gesamtstoffes unter Heranziehung der gleichzeitigen Literatur. Man muß nicht bloß die Evangelien, sondern die ganze Umwelt, ich meine vor allem das, was Menschen jener Zeit im allgemeinen zu denken und zu empfinden möglich war, kennen und auf diesem Hin-

tergrund den Stoff aus seiner Gesamtmasse heraus und in seiner Gesamtstimmung verstehen. Dann hat man an das Einzelne heranzugehen. Es ist echt dilettantisch von Albert Schweitzer gewesen, daß er ein einziges und noch dazu ganz dunkles Wort, das Wort von den Räubern des Himmelreiches Matth. 11, 12 = Luk. 16, 16 als die Grundlage seiner psychologischen Konstruktion nahm und Jesus nun von da aus mit „konsequenter" Eschatologie als den Zukunftsfanatiker schilderte, der nichts sieht als die Glut des Weltbrandes und nichts hört als das Gellen der letzten Posaune. Das nennt sich konsequent und „ganz ehrlich" [1]) und ist doch nichts als eine blinde Voreingenommenheit, die denn auch fast jede literarische Besinnung vermissen läßt. Da wird alles echt, was sich irgendwie möglichst originell eschatologisch verstehen läßt, wo doch eine kurze Vergleichung der Evangelien hätte zeigen können, daß die Ueberlieferung das Eschatologische ebenso steigert wie das Kirchliche.

Umgekehrt ist es aber ebenso falsch, weil man derartige Umbildungen sieht, nun alles Messianisch-Eschatologische, wie Wrede am liebsten möchte, aus dem Leben Jesu zu streichen und sich ebenfalls sehr konsequent und ganz vorzukommen, wenn man auch keinen Kern mehr gelten lassen will, da hier zu viel Schale sei. Wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler, das gilt doch auch hier. Aufgabe der Historiker ist, die Schichten langsam und sorgfältig abzutragen, um das Echte zu finden. Es gilt auch hier Geduld und Sorgfalt zu üben. Und so gewiß man oft bescheiden wird und sich nicht mehr imstande fühlt, apodiktische Gewißheit zu geben, wie z. B. über die Urgestalt der Seligpreisungen oder über den Menschensohn und dgl., so gewiß bleibt hier noch Stoff genug als echt zurück, um zu erkennen, was Jesus gewollt hat. Christlich ist die ganze Ueberlieferung von Jesus, auch Markus, selbst Wellhausens Urmarkus hat christliche Züge, und das Christliche muß abgestreift werden von dem Bilde Jesu, ehe man ihn

1) S. 249, von Drews zitiert S. IX.

selber findet. Aber doch nur das Christliche in einem bestimmten Sinn. Jesus ist doch kein Jude gewesen, sondern ein Neues: das Christliche ist nur insofern von ihm abzuwehren, als es sich um Gedanken, um Vorstellungen und Tendenzen handelt, die erst die spätere Gemeinde haben konnte.

III.

Damit kommen wir auf einen dritten Vorhalt, den man gegen unsere Zeichnung des Jesusbildes macht. Wenn man selbst gelten läßt, daß Jesus uns noch erkennbar sei in seinen Sprüchen und in den kleinen Geschichten, die von ihm erzählen, so sollen doch gerade wir ein falsches, ein ungeschichtliches Bild von ihm entworfen haben. Man sagt uns, unser Christusbild sei historisch falsch. Es stelle sich dar als eine ganz willkürliche Auswahl von Zügen aus der Ueberlieferung. Dieser Vorwurf kehrt immer wieder. Wenn wir also auch der Ueberzeugung sind, daß er nicht richtig ist, so muß hier doch ein Fehler auf unserer Seite vorliegen. Wir haben augenscheinlich den Maßstab, nach dem wir Echtes und Unechtes in der Ueberlieferung scheiden, nicht so deutlich gemacht, daß er immer ganz sicher zu erkennen wäre. Denn lauter bösen Willen in diesem Vorwurf zu sehen, geht doch nicht an. Wenn unsre Methode sicherer und klarer wäre, könnten ja auch solche Schwankungen in der Zeichnung des Bildes Jesu nicht entstehen, wie sie doch tatsächlich unter uns vorhanden sind. Freilich sind nun im Vorausgehenden bereits eine ganze Anzahl von Grundsätzen entwickelt, die solche groben Verzeichnungen des Bildes wie die von Schweitzer oder solche starke Ausscheidungen ganzer Stoffmassen wie die von Wellhausen oder Wrede verbieten. Dennoch muß hier noch einmal klar die Methode angegeben werden, mit der wir arbeiten; zumal wir meistens von ihr in sehr ungenauen, wenn nicht in irreführenden Ausdrücken gesprochen haben.

Die Kritik zerfällt in literarische und historische Kritik. Die literarische Kritik muß schärfer und klarer als bisher geübt werden. Zusätze der Evangelisten sind durch ihr Ueberschießen

über die Quelle und durch ihre Aehnlichkeit mit andern Zusätzen der Evangelisten nach Inhalt und Form als solche festzustellen und auszuscheiden. Vergleicht man z. B. die Bergpredigt mit der Feldrede des Lukas und ihre einzelnen Sätze wieder untereinander, so sieht man deutlich, daß diese Rede von Matthäus auf das Thema „Gerechtigkeit" gestellt worden ist, während Jesus davon gar nicht gesprochen hat. Man erkennt das recht deutlich an dem Satz: „Trachtet nach dem Reich Gottes, so wird euch dies alles zufallen" [1]), in den Matthäus nicht bloß pedantisch das „am ersten" hineingestellt hat, sondern auch die Worte: „und nach seiner Gerechtigkeit", wie er in den Seligpreisungen zu dem Hungern (und Dürsten) „nach Gerechtigkeit" hinzugesetzt hat [2]). Er hat auch die drei Strophen von den guten Werken in Kap. 6 mit der Ueberschrift versehen: „Gebt acht auf eure Gerechtigkeit, daß ihr sie nicht tut, um gesehen zu werden!" [3]) Endlich sind aber die Verse Matth. 5, 17 und 5, 19 f. (von besserer Gerechtigkeit) ebenso auszuscheiden [4]). Schon allein diese einfache literarische Ueberlegung müßte es unmöglich machen, in den Biblischen Theologien einen Paragraphen „Von der besseren Gerechtigkeit" zu haben, oder in unseren Jesusdarstellungen Jesus wie einen Rabbi über Gerechtigkeit Aufschlüsse geben zu lassen. Die literarische Kritik ist lange nicht klar genug geübt worden. Sie hat sich zuerst auf die Feststellung dessen zu erstrecken, was die ältesten Quellen boten. Dann ist noch das von der mündlichen Ueberlieferung Hinzugefügte durch historische Kritik festzustellen. Für diese nun hat als der einzige Maßstab, Echtes von

---

1) Luk. 12, 31, vgl. mit Matth. 6, 33, auch der Zusatz von πρῶτον „zuerst" (nach dem Reich Gottes) ist sehr bezeichnend für Matthäus.

2) Matth. 5, 6 vgl. mit Luk. 6, 21.

3) Δικαιοσύνη heißt natürlich 6, 1 nicht „Almosen", wie Luther übersetzt hat, sondern gehört zur „Gerechtigkeitsrede" des Matthäus als Ueberschrift des zweiten Teils vom „Wie" der Gerechtigkeit.

4) Auch in der Taufgeschichte hat Matthäus sein Stichwort zugesetzt in einem Satze, der schon rein literarisch als Zusatz zu Markus zu erkennen und erkannt ist 3, 15.

Unechtem zu unterscheiden, der Grundsatz zu gelten: Nur solche Züge der Ueberlieferung sind als unecht auszuschalten, die nicht aus einem Interesse Jesu, sondern nur aus einem Interesse der Gemeinde herstammen können. Dieser Grundsatz ist — wie oben gegen Wrede gezeigt — nicht zu dem anderen auszuweiten, daß überall da, wo die Gemeinde ein Interesse hatte — wo aber kein Grund dagegen spricht, daß es Jesus auch gehabt hat —, die Ueberlieferung ganz und gar als unecht anzusprechen sei. Vielmehr muß, da es sich hier immer um eine Ausscheidungs-Operation handelt, erst der Beweis gebracht werden, daß das betreffende Interesse erst später aufgetaucht sein kann. Hier ist der Punkt, wo jeder Dilettantismus scheitert und wo Arbeit allein die Verheißung hat. Denn es ist, um solche Kritik zu üben, die intensivste Kenntnis nicht bloß der Evangelien, sondern der ältesten Christenheit überhaupt bis zum Jahr 200 nötig, eine Kenntnis, die man sich nur durch eindringende Arbeit, nicht bloß an den christlichen, sondern an der Gesamtheit der Quellen erwerben muß.

Durch ganz sichere Handhabung dieser beiden Maßstäbe, des literarkritischen und des geschichtlichen, muß sich das echte Gut, wenn auch nicht überall mit voller Gewißheit, so doch in der Hauptsache klar von der späteren Uebermalung abheben lassen.

Allein man wirft uns noch mehr vor. Man vermißt bei uns nicht bloß einen festen Maßstab, wonach wir Echtes und Unechtes bestimmen, sondern man glaubt uns direkt nachweisen zu können, daß wir nur das für echt erklärten, was wir selbst für gut und richtig hielten, und da wir — so sagen unsre Gegner von rechts und links — keine andere Frömmigkeit besitzen als einen sentimentalen Rationalismus, so sei auch unser Jesusbild nichts als ein sentimentaler Rationalismus. Das hat man uns besonders versichert, als Frenssen seinen Jesus als Resultat unsrer Arbeit dichtete, das hat uns Schweitzer[1])

1) Von Reimarus zu Wrede. S. 191.

vorgehalten als ein Hereinfallen von uns täppischen Deutschen auf die sentimentale Lyrik des Franzosen Renan, das hat uns sehr nüchtern Wellhausen gesagt[1]) und mit einem nicht gewöhnlichen Behagen hat dann Grützmacher[2]) Boussets und Harnacks Aussagen mit geschickten Fingern so zurechtfrisiert, daß endlich Gott, Tugend und Unsterblichkeit, die von unseren Positiven so verachteten Wahrheiten unserer biederen Väter, sich als die Quintessenz unseres Jesusbildes dem verblüfften Auge zeigten. Dieser Vorwurf klingt uns einfach komisch, zumal uns die Hartmannianer gerade schelten, weil wir keine Rationalisten sind. Und wer etwa Harnacks Jesusbild des Rationalismus beschuldigt, der weiß wohl nicht, daß man ihm vielfach gram ist, weil er zum Wunder keine klare Stellung habe, und gewiß hat der das Schlußwort im „Wesen des Christentums" nicht gelesen. Aber trotzdem ist nicht zu leugnen, daß einmal, sobald man von Jesus nicht bloß erzählen, sondern das Wesen seines Werkes und den Wert seines Personlebens für die Menschheit abschätzen will, aus dem Individuellen das Ewige erhoben werden muß, wobei denn immer Poesie verloren geht[3]), dafür aber wissenschaftlich, d. h. methodisch sicher und allgemein Mitteilbares gewonnen wird. Wenn man über das Christentum auch nur geschichtlich sprechen will — das sollte ein Historiker wie Wellhausen uns doch zugestehen —, muß man von der Poesie des Individuellen allerlei aufgeben, geschweige denn, wenn es sich in der religiösen Frage der Gegenwart, in „Dogmatik" und „Apologetik", um die Bedeutung und die Wahrheit des Christentums handelt. Daß dabei dann manchmal, statt daß wir aus dem Historisch-Individuellen das Ewige ermittelt hätten, nach Form und Inhalt bloß das Gegenwärtige untergelaufen ist, wollen wir gerne zugeben und von der Kritik unserer Gegner zu verbessern lernen, wenn auch Grützmachers billiger Hohn über ein selbst gemachtes

1) Einleitung, S. 115.

2) S. 19.

3) Was besonders Wellhausen uns zum Vorwurf macht. Einleitung, S. 115.

Zerrbild von uns nichts Lehrreiches enthält. Aber verzichten darauf, das Wesentliche einer geschichtlichen Erscheinung von ihrer individuellen Gestalt zu trennen, das kann kein wirklicher Geschichtsschreiber im Ernst verlangen.

IV.

„Nicht erst seit gestern", sagt Wellhausen, werde der historische Jesus gegen das Christentum ausgespielt. Nein, gewiß nicht, sondern er ist immer einmal das Gericht gewesen über die Menschengemeinschaft, die sich nach ihm nennt. Daß das seit hundert Jahren, seit den Tagen des Rationalismus nicht mehr in der instinktmäßigen Weise wie beim heiligen Franz, sondern völlig bewußt und von Theologen eben der Kirchen selber geschieht, das allein ist das Neue. Das mag Leuten unbequem sein, deren Frömmigkeit von der Jesu so grundverschieden ist, daß sie die kecke Behauptung wagen, er habe gar keine Religion gehabt, sei nur Objekt, nicht Subjekt in Religionssachen gewesen, eine Behauptung, die gegenüber seinen Worten von Gott und der Tatsache seines Betens fast lästerlich erscheint.

Diese seine Religion und seine Sittlichkeit festzustellen, ist aber zunächst einmal eine historische Aufgabe, die unter allen Umständen getan sein muß, wenn man nach dem Wesen des Christentums fragt. Das ist eine ebensolche Selbstverständlichkeit wie die, daß man nach Buddhas Lehre in erster Linie sich umtut, wenn man wissen will, was Buddhismus, und nach Platos Lehre, wenn man feststellen will, was Platonismus ist. Wenn uns versichert wird, die Lehre der Kirche von Christus, der Mythus oder das Dogma, seien das Christentum[1]), so ist das zunächst einmal historisch falsch; denn wie es nun auch mit den Worten Jesu stehen mag, daß er selbst auf diese Dinge keinen Wert gelegt hat, sondern das Tun des Gotteswillens

1) In dieser Definition finden sich unsere Gegner von der Rechten und der Linken: Grützmacher, S. 49, und Drews, S. 186.

verlangt und die Menschen auf Gott gestellt hat, das dürfte doch allmählich ganz sicher geworden sein. Aber auch wenn man in katholischer Weise das Wesen des Christentums aus der Entwicklung der Kirche, die man dann vermöge einer Petitio principii als das Christentum nimmt, erheben will, so kommt man zu keinem anderen Resultat, obwohl uns das von Ultramontanen wie von Modernisten und von evangelischen Liberalen wie von „Positiven" versichert wird. Denn seitdem zuerst die Lehre der Zwölf Apostel es versucht hat, den Unterricht im Christentum zusammenzufassen, seitdem die Apologeten das Christentum darstellen mußten, bis auf den heutigen Tag hat man mindestens das ethische Ideal des Christentums stets neben die Christologie gestellt. Nur in den Parteikämpfen um die Christologie, also in den eigentlichen und engsten Kämpfen der Theologie, hat das christologische Dogma die zentrale Stellung gehabt. Die Didache aber und Justin und die Darstellungen des Christentums zu allen Zeiten haben, wenn sie das Ideal des Christentums von andern Idealen abheben wollten, immer zu den Worten Jesu gegriffen und greifen müssen. Es gibt keine andere Möglichkeit, weil seit Paulus eine stetige kirchliche Verblassung dieses Ideals eingetreten ist und doch jeder Christ zu jeder Zeit gefühlt und meist auch gewußt hat: die Worte Jesu sind unüberbietbar und unser Palladium, der Widerspruch gegen das Christentum geht auch lediglich gegen jene hohen, enthusiastischen Worte Jesu, in ihnen liegt aber auch der ganze Wert. Die Religion, der Gottesglaube Jesu selber ist freilich viel seltener mit Aufmerksamkeit betrachtet worden, einfach, weil man auf dieses Innerlichste nicht zu achten gelernt hatte; man hat es vielfach heute noch nicht gelernt. Aber gewirkt hat es immer. Das Neue, das seit der Zeit der Aufklärung eingetreten ist, ist wie gesagt nur dies, daß der Prozeß der Sichtung der Ueberlieferung, den Luther und die andern Reformatoren bis auf Johannes und Paulus durchgeführt hatten, nun endgültig und absolut fortgeführt wird bis auf Jesus selbst. Diese Besinnung des Christentums auf sich selbst ist zuerst gegen das Dogma der Kirche,

das nun einmal mit dem Wesen des Christentums nicht gleich gesetzt werden kann, aufgekommen, dann rein historisch weitergeführt worden und hat sich immer mehr zu einer praktischen Reform des Christentums ausgestaltet. Diese Reform auf der Grundlage des Evangeliums Jesu ist ganz unaufhaltbar; denn sie ist eben die Richtung, in der sich die innere Arbeit des Christentums seit hundert und mehr Jahren bewegt. Wir repristinieren also nicht irgend eine frühere Gestalt, sondern wir sind nur ein Teil der großen Bewegung, die von der Aufklärung über unsere Klassiker bis in die Gegenwart führt.

Was „wir" dabei geleistet und nicht geleistet haben, läßt sich nicht übersehen. Eins aber müssen wir uns ganz klar machen: Wir sind in unserer Wesensbestimmung des Christentums nach der Predigt Jesu nicht so klar und so überzeugend gewesen, daß die Vorwürfe der Gegner sich selbst gerichtet hätten. Und wenn auch bei Grützmacher die Böswilligkeit der Exegese unsrer Ansichten sich nur notdürftig hinter den geschickt kombinierten Zitaten verbirgt, so ist doch sichtlich hier auf unsrer Seite ein Mangel zu verzeichnen, der unter allen Umständen beseitigt werden muß. Freilich sind unsre Gegner oft auch nicht deutlicher [1]). Wenn Wellhausen einst in seiner Geschichte Israels Jesus ganz nach der Art der alten Propheten und das Evangelium als den edelsten Individualismus, „die Freiheit der Kinder Gottes" geschildert hatte, so ist das ebenso unbestimmt wie die kurze Notiz jetzt in seiner Einleitung (S. 114): „Man darf das Nichtjüdische an ihm, das Menschliche für charakteristischer halten als das Jüdische". Denn das „Menschliche" trat damals gerade neben ihm auch noch in der stoischen Form in die Welt ein und ist also durchaus keine einheitliche Größe. Es sind auch von uns ähnliche Definitionen und Beschreibungen gegeben, die ganz richtig sind, aber nicht ausreichen. So hat Jülicher gesagt: „Er wollte bloß mit der alten (Religion) Ernst gemacht wissen, damit

1) Ich sehe natürlich ganz von allen bloß formal-christologischen Definitionen ab, wie die Grützmachers, die eben einfach leer sind: „Jesus Christus war der geschichtliche und lebendige Herr und Gott" S. 49.

auch Gott mit seinen Gnadengütern Ernst machen könne" [1]). Man hat auch von einer Vereinfachung des Judentums geredet oder von seiner Verinnerlichung und Vergeistigung [2]). Das alles ist richtig, aber es ist nicht ausreichend, und es ist unseren Gegnern Veranlassung geworden, über unser „Judentum" zu spotten. Und gar, wenn sich einmal ein Rabbiner fand, der solche Worte ausbeutete, um uns für sich in Anspruch zu nehmen oder sein Judentum als Zukunftsreligion zu empfehlen. Andrerseits sind Formulierungen, wie die, das Christentum sei „die Religion" oder im „höchsten und vollendetsten Sinn Religion", zu allgemein und geben unsern Gegnern willkommene Gelegenheit, die rationalistische Vernunftreligion bei uns zu entdecken. Endlich haben sich unsere Formulierungen auch oft nach der Seite des Individualismus hin bewegt, wie die von Wellhausen. So hat Naumann [3]) Jesus gepriesen als das einsamste und stärkste Ich der Menschheitsgeschichte, und besonders Herrmanns Worte liegen meist nach dieser Seite. Nach ihm hat Jesus gezeigt „das ewige Leben einer menschlichen Seele", „die tiefste sittliche Erkenntnis, die nie versagende schöpferische Kraft sittlichen Wollens und die Seligkeit des Bewußtseins davon" [4]). Solchen Worten gegenüber, denen ich manchen Satz aus meinen Büchern an die Seite stellen müßte, haben wir den Spott der Gegner zu hören, der uns pektorale Fülle oder enthusiastische Uebertriebenheit vorwirft. Wir könnten solchen Spott tragen, wenn ihm nicht eben dies Berechtigte zu Grund läge, daß wir über dem starken Eindruck der großen Persönlichkeit die Sache, die sie der Menschheit geschenkt hat, zurücktreten ließen. Nach diesen drei Richtungen hin also müssen wir lernen, klarer und nüchterner werden und eine Formulierung für das Wesentliche der Predigt

---

1) Neue Linien in der Kritik der evangelischen Ueberlieferung, Gießen 1906, S. 18.

2) Harnack und Bousset, von Grützmacher S. 19 ausgebeutet.

3) Briefe über die Religion, 2. Aufl. S. 48 und S. 80, von Grützmacher S. 19 benutzt.

4) Verkehr des Christen mit Gott, [6] 1908, S. 75.

Jesu zu finden, der man wissenschaftlich nichts mehr vorwerfen kann, die auch böswilliger Deutung gegenüber sich selber rechtfertigt und den Spott, wenn nicht unmöglich macht, so doch auf den Unverstand des Spötters zurückfallen läßt [1]).

Das geschieht einmal dadurch, daß wir uns ganz klar über die Methode werden, nach der man das Wesentliche zu bestimmen hat, daß wir sie befolgen und unseren Gegnern klar machen. Das Wesentliche bestimmt sich aber nach einer ganz anderen Methode als das Echte. Aus dem Echten, das auf die oben genannte Weise festgestellt ist, muß das Wesentliche noch erst ausgeschieden werden, und zwar nach dem Grundsatz: das Wesentliche ist das Originale. Nicht, was Jesus mit seinem Volk und seiner Zeit geteilt hat — das ist natürlich gerade oft das Echte an der Ueberlieferung —, sondern was ihn von seinem Volk und seiner Zeit unterschieden hat, das ist sein, das ist das Wesentliche an ihm und seiner Predigt. Also z. B. nicht, daß auch er noch seine Forderung auf die alte Lohn- und Straftheorie gegründet hat, ist wesentlich in seiner Predigt, sondern daß er diese Theorie durchbrochen hat, und wenn diese Durchbrechungen auch seltener sind als die Drohworte, sie sind doch wesentlicher als jene. Das heißt nicht modernisieren, sondern wahrhaft geschichtlich und nicht bloß statistisch verfahren. Das Unterscheidende kann nur durch einen Vergleich festgestellt werden, und zwar muß dieser Vergleich sich ebenso auf die unmittelbare Umgebung, also auf die jüdische und die hellenistische Frömmigkeit und ihr sittliches Ideal erstrecken wie auf den Verlauf der Religionsgeschichte überhaupt. Erst wenn die Religion Jesu als Ganzes mit den früheren Stufen und mit Parallelerscheinungen wie dem Buddhismus verglichen wird,

1) Grützmacher hat diesen Mangel gerade immer wieder hervorgehoben, S. 13, 31, 37, im Anschluß an Wrede und Schweitzer, der aber selbst viel stärker unter Wredes Verdammung der Psychologie fällt als wir Anderen. Grützmachers Einwände gegen unsere Maßstäbe für Feststellung des Echten erledigen sich durch das oben Gesagte.

kommt das Originale in ihr ans Tageslicht. Solche Vergleichung hat nach all den wesentlichen Momenten zu erfolgen, die eine Religion charakterisieren. Nämlich 1. nach ihrem Gottesglauben, für welchen insbesondere charakteristisch ist, wie die Offenbarung Gottes und seine Art, sich dem Menschen mitzuteilen, gedacht wird, ferner wie der Mensch in Opfer und Gebet seinerseits den Verkehr mit Gott pflegt, 2. nach ihrer Wertung und Beurteilung der Welt, 3. nach ihrem Menschenideal und nach dem Heilsweg, d. h. nach dem Verhältnis, in das dieses Ideal zu dem religiösen Besitz und der Stellung zur Welt gesetzt ist.

Wird nach diesen Maßstäben und Erkenntnissen gehandelt, so hebt sich das Christentum ebenso deutlich von der Gesetzesreligion des Judentums und den halbethischen polytheistischen Religionen als eine Erlösungsreligion ab wie von den ästhetischen, d. h. auf sinnliche Güter oder ihren Ersatz, auf Freiheit von Leid gerichteten, Erlösungsreligionen der Mysterien, des Platonismus und des Buddhismus und der erlösenden Ethik der Stoa. Das Christentum stellt sich dann als die sittliche Erlösungsreligion dar, die so nur einmal in der Geschichte aufgetreten ist. Bleibt man dagegen für die Bestimmung seines Wesens nur bei seinen eigenen Urkunden stehen, so wird man notwendiger Weise seine Eigenart übersehen und sehr häufig Dinge, die ihm mit anderen Religionen gemein sind, für das Wesentliche halten oder gar die Christologie, die Verehrung des Stifters, als ein Wesensmoment ansehen, während es doch nur ein formales Merkmal ist, welches das Christentum rein äußerlich von anderen Religionen unterscheidet, über seinen Inhalt aber nicht das Geringste aussagt. Es ist hier natürlich nicht möglich, diese Gedanken ins Einzelne auszuführen und den abstrakten methodischen Formulierungen und Ueberschriften nun noch Fleisch und Blut durch nähere Ausführung zu geben. Denn es kommt hier nicht auf die Sache selbst so sehr an als auf das, was wir methodisch und allgemein zu ändern haben. Und da heißt es eben, in der Darstellung der Religion Jesu nicht einfach her-

ausgegriffene Einzelheiten, die mehr oder minder wichtig und wesentlich sind, zu geben oder sich auf die Intuition und die Geschicklichkeit, die man als nachfühlender Historiker sich erworben hat, zu verlassen, sondern mit klarem Bewußtsein die „morphologisch" wichtigen Züge der Religion zu erfassen und durch einen ganz breiten religionsgeschichtlichen Vergleich zu geschichtlich nicht anfechtbaren Resultaten zu kommen. Dadurch muß es ganz unmöglich werden, Jesus hinfort für das Judentum in Anspruch zu nehmen; denn er ist doch tatsächlich auch über das Ernstmachen mit dem Judentum hinausgekommen. Er hat auch nicht bloß die sittliche Tendenz des Judentums nach der Innerlichkeit, nach der Seite der Reinheit vom Kultischen und Nationalen, und in menschheitumfassender Weite vollendet. Es muß hinfort auch unmöglich werden, ihn für ein Korollarium aus stoischen Weisheitslehren zu halten oder ihn mit dem Buddhismus zu verwechseln oder ihn zum Kultgott einer Mysteriengemeinde zu machen.

Daß sich jeder geschichtlichen Betrachtung auf dem religionsvergleichenden Wege das Wesen des Christentums deutlich abhebt, das will ich noch an einem Zitat aus Reitzensteins Poimandres zeigen. Vielleicht glaubt man dem Philologen mehr als dem Theologen, jedenfalls kann man bei ihm nicht von theologischer Arabeske reden: „Nicht in der σωτήρ (Heilands)-Lehre an sich liegt die Eigenheit des Christentums, und noch weniger in der Hervorhebung der Heilwunder oder der Parallelisierung der körperlichen und geistigen Heilung, wie ich für Philologen nicht auszuführen brauche [1]). Daß diese Erlösung nicht eine bloße Vertreibung der bösen Leidenschaften und Laster, eine Befreiung vom Tode und Sicherung ewigen Lebens bei Gott, sondern zunächst eine Vergebung der Sünden ist, scheint mir das Neue. Der furchtbare Ernst der Predigt von der Schuld und Versöhnung fehlt, soweit ich sehe, dem Hellenismus .... Als die erste Gemeinde dann den

1) Dieser gegen Harnack gerichtete Satz mit seiner deutlichen Geringschätzung der Theologen macht Reitzenstein zum unverdächtigen Zeugen.

Tod Jesu mit diesem tiefen Gefühl der Schuld und dem Glauben an die Vergebung auch der schwersten Sünde in Verbindung brachte, da, aber auch erst da, hat die christliche σωτήρ Lehre ihr Eigenstes, ihre welterobernde Kraft gewonnen, und ihre hellenistischen Rivalen konnten ihr nur noch den Weg durch eine Welt bereiten, die eben wieder die Sünde zu empfinden gelernt hatte" [1]). Man mag Einzelnes in diesen Sätzen genauer ausdrücken wollen, den Charakter des Christentums als der sittlichen Erlösungsreligion hat Reitzenstein eben von seiner Kenntnis des Hellenismus aus klar erkannt. Nur eine solche inhaltliche Eigenart erklärt ja auch, wie Reitzenstein mit Recht betont, was die Erfinder eines heidnischen Christentums ebenso vergessen wie Grützmacher und andrerseits Brückner, warum das Christentum nicht einfach im Strudel der Erlösungsreligionen jener Tage verschwand. Es mußte sich doch irgendwie abheben und den Menschen etwas geben, was ihnen sonst keine Religion gab. Stifter, die für Götter gehalten wurden, und Wundertaten hatte man genug, Mythen und Kosmogonien sogar viel schönere und ergreifendere als im Christentum. Aber was man nicht hatte, das war das Evangelium, die sittliche Erlösungsreligion.

1) Poimandres 1904, S. 180 Anm.

(Die zweite Hälfte folgt im nächsten Heft.)